

Anal. p. 77.

Sitzungsberichte
der
philosophisch-philologischen
und der
historischen Classe
der
k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München.

Jahrgang 1899.

Erster Band.

München
Verlag der k. Akademie
1899.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

70

Die Quantität in psychischen Gesamtvorgängen.

Von **Theodor Lipps.**

(Vorgetragen in der philos.-philol. Classe am 4. März 1899.)

Vorbemerkung.

Die Frage, die ich hier — in Kürze und ohne den Anspruch der Vollständigkeit — behandeln möchte, liegt etwas abseits von den Wegen der jetzt herrschenden Psychologie. Ebbinghaus sagt in der Vorbemerkung zu seinen „Grundzügen der Psychologie“, die Psychologie habe jetzt auf einigen Gebieten, und zumal auf den dem Experiment zugänglich gemachten, begonnen eine thatsachenreiche Wissenschaft zu werden, während grosse und umfassende Gesichtspunkte für das Verständniss der täglich sich mehrenden Einzelerkenntnisse noch zu erarbeiten seien. Ich bin mit dieser Erklärung insofern nicht ganz einverstanden, als ich meine, die psychologischen Thatsachen seien schon vor der experimentellen Behandlung unendlich zahlreich gewesen, nur dass man es unterlassen habe, sie zu beachten und zu verwerten. Hätte man dies gethan, so würde man auch die „umfassenden Gesichtspunkte“ gefunden haben. Denn diese können doch nur in den Thatsachen zu finden sein. Sie können selbst nichts sein als allgemeine Thatsachen. Sonst wären sie Hirngespinnste. Und diese allgemeinen Thatsachen ergeben sich notwendig aus den einzelnen, wofern man diese nicht als einzelne nimmt, sondern in den Zusammenhang mit allen irgend verwandten That-

sachen hineinstellt. Dass man dies jetzt so vielfach unterlässt, das ist der grosse Schaden der gegenwärtigen Psychologie.

Aber es ist Zeit, dass dieses Verfahren aufgegeben werde, dass man also um die umfassenden Gesichtspunkte sich bemühe. Wie Ebbinghaus andeutet, bleibt ohne diese Bemühung auch das Experiment wertlos. Noch mehr, es kann Schaden stiften. Es ist kein Zweifel, das psychologische Experiment hat mancherlei geklärt, es hat aber auch vielfach auf verhängnisvolle Irrwege geführt. Dies ist kein Vorwurf gegen die experimentelle Methode, wohl aber ein Vorwurf gegen diejenigen, die meinen, einzelne Ergebnisse des Experiments ohne Einfügung in den allgemeinen Zusammenhang des psychischen Lebens oder ohne umfassende „Gesichtspunkte“ interpretieren zu können. Auf solche Weise kann das Experiment ein Mittel werden zur Bestätigung beliebiger Vorurteile. Man kann ein vortrefflicher psychologischer Experimentator und doch ganz und gar kein Psychologe sein.

Ich will nun im Folgenden einen „Gesichtspunkt“ aufstellen. Derselbe macht nicht den Anspruch ein „grosser“ zu sein. Umfassend ist er allerdings. D. h. er ist eine umfassende Thatsache. Auch den Anspruch, dass die einzelnen Thatsachen, aus welchen ich ihn gewinne, neue seien, erhebe ich nicht. Aber es scheint mir eben auch hier wichtig, dass die einzelnen Thatsachen in einen einheitlichen Zusammenhang gebracht werden.

Psychische Vorgänge und Gesamtvorgänge.

Von der „Quantität in psychischen Gesamtvorgängen“ will ich sprechen. Dazu ist erforderlich, dass ich zunächst andeute, was ich unter psychischen Vorgängen, und weiterhin, was ich unter psychischen Gesamtvorgängen verstehe.

Die psychischen Vorgänge, von denen ich rede, sind nicht Bewusstseinsvorgänge, d. h. im Bewusstsein sich abspielende Vorgänge. Darunter könnten nur verstanden sein die von mir wahrgenommenen oder vorgestellten Vorgänge, z. B. wahrgenommene oder vorgestellte räumliche Bewegungen.

Sondern sie sind die Vorgänge, denen die Bewusstseinsinhalte, also auch die „Bewusstseinsvorgänge“, unmittelbar entstammen. Sie sind die Vorgänge oder „Akte“ des Empfindens und Vorstellens; d. h. die an sich unbekannten, nur auf Grund der Bewusstseinsergebnisse bestimmbar^{en} Vorgänge, die zunächst auf das Dasein eines Empfindungs- oder Vorstellungsinhaltes, kurz eines Bewusstseinsinhaltes abzielen. Sie erreichen auch dies Ziel, sie „überschreiten“, bildlich gesprochen, die „Schwelle“ des Bewusstseins, wenn die übrigen Bedingungen dafür, — die man wohl unter dem Namen der „Aufmerksamkeit“ zusammenzufassen pflegt —, gegeben sind. Andernfalls bleibt es bei diesen, der Schwelle des Bewusstseins mehr oder minder angenäherten „psychischen Vorgängen“. ¹⁾

Vielleicht meint jemand diese Vorgänge ohne weiteres als Gehirnvorgänge bezeichnen zu müssen. Dann bemerke ich ausdrücklich, dass ich jedem das Recht zugestehe, dies auf seine Verantwortung hin zu thun. Ich meinst^eils weiss nicht, ob die Erfahrungen mich dazu berechtigen. Und ich treibe keine Metaphysik, wenn ich Psychologie treibe.

Man kann nun zunächst von psychischen Einzelvorgängen sprechen. Als solche wird man die Vorgänge bezeichnen dürfen, die einem einzelnen Bewusstseinsinhalt, etwa einem einfachen Ton, oder einer in sich gleichartigen Farbe zu Grunde liegen. Genauere Betrachtung wird freilich zeigen, dass auch solche Einzelvorgänge wiederum in Komponenten sich zerlegen lassen, die psychisch relativ selbständig zu funktionieren vermögen.

In jedem Falle existiren diese Einzelvorgänge niemals als einzelne in dem Sinne, dass sie ein isolirtes Dasein hätten. Sie mögen zunächst als isolirte ausgelöst sein. Aber sie können nicht zu Stande kommen, ohne sofort mit allen anderweitigen psychischen Vorgängen, mit denen sie zusammentreffen, zur Einheit eines Gesamtvorganges sich zu verweben.

¹⁾ Meine sonstigen, genaueren Erörterungen dieses Begriffes muss ich hier als bekannt voraussetzen.

Ein solcher psychischer Gesamtvorgang ist nicht eine Summe von Einzelvorgängen, sondern eine Einheit oder ein Ganzes. Er ist den Einzelvorgängen gegenüber etwas Neues, ausgestattet mit Eigenschaften, die nicht Eigenschaften der Einzelvorgänge sind. Er enthält die Einzelvorgänge in sich, aber nicht im eigentlichen Sinne als Teile, sondern als Elemente. Dies hindert nicht, dass die einzelnen Vorgänge relative psychische Selbständigkeit besitzen; dass sie also auch für sich psychisch zu wirken vermögen. Daneben aber steht die Möglichkeit der Wirkung des Ganzen als eines Ganzen, und dessen, was in ihm zu den einzelnen Vorgängen hinzu kommt. — Eine Anerkennung dieser Thatsache, zugleich aber auch ein Missverständniss derselben sind die Ehrenfels'schen „Gestaltqualitäten“.

Ich sagte, jeder psychische Vorgang werde in die Einheit eines Gesamtvorganges verwoben mit allen Vorgängen, die mit ihm zusammentreffen. Innerhalb dieses allgemeinsten Zusammenhanges von psychischen Vorgängen bilden sich aber wiederum besondere Zusammenhänge. Es kann aus der Menge der psychischen Vorgänge, die gleichzeitig gegeben sind, zunächst jetzt dieser, jetzt jener Einzelvorgang mehr oder minder herausgehoben oder für sich „appercipirt“ sein. Dasselbe sage ich mit der Behauptung: Es kann in einem solchen Einzelvorgang, als einzelнем, bald mehr bald minder psychische Kraft aktuell sein, oder mit dem geläufigsten Ausdruck, es kann ihm, als einzelнем, mehr oder minder Aufmerksamkeit zugewendet sein. Da die psychische Kraft oder das Mass der möglichen Aufmerksamkeit begrenzt ist, so geschieht dies jederzeit auf Kosten anderer Vorgänge.

Es können dann aber auch ebensowohl mehrere Einzelvorgänge zumal herausgehoben sein. Auch hier wird dadurch den anderen, nicht herausgehobenen Vorgängen die psychische Kraft entzogen. Aus solcher simultanen oder zusammenfassenden und zugleich ausschliessenden Heraushebung nun ergibt sich jedesmal ein engerer Zusammenhang zwischen den psychischen Vorgängen, die zumal herausgehoben sind, und ein weniger enger Zusammenhang zwischen diesen und denjenigen, denen

gleichzeitig die psychische Kraft entzogen wird, und ebenso ein weniger enger Zusammenhang dieser letzteren untereinander. — Was ich hier als engeren Zusammenhang zwischen psychischen Vorgängen bezeichne, kann ich ebensowohl bezeichnen als einen enger geknüpften psychischen „Gesamtvorgang“.

Psychische Vorgänge werden aber nicht nur zu Gesamtvorgängen, indem sie zusammentreffen, oder zumal oder in einem einzigen Akte der Apperception herausgehoben sind, sondern psychische Vorgänge können auch von Hause aus oder ihrer Natur nach in einem Zusammenhang stehen oder Elemente eines Gesamtvorganges sein. Es ist dies immer der Fall, wenn sie etwas Gemeinsames an sich tragen. Der Zusammenhang ist um so enger, je mehr Gemeinsames sie an sich tragen.

Beispiel eines Zusammenhanges der ersteren Art ist jedes Ding oder jedes Wort. Das Wort besteht aus Lauten. Aber wenn das Wort die Vorstellung, die seinen Sinn ausmacht, in uns reproducirt, so ist das Reproducirende nicht der erste, der zweite, der dritte Laut. Es vollbringt auch nicht jeder Laut einen Teil der reproducirenden Wirkung. Sondern einzig das Wort als Ganzes übt dieselbe. Das Ganze besteht also; es hat den einzelnen Lauten gegenüber eine selbständige psychische Bedeutung. Das Wort, oder genauer, der Akt der Wahrnehmung des Wortes, ist ein psychischer Gesamtvorgang mit eigener Fähigkeit psychischer Wirkung.

Ein Beispiel der zweiten Art von Zusammenhängen ist der Akkord oder die Melodie. Die Wirkung der Melodie ist nicht die Wirkung der einzelnen Töne, sondern sie ist in erster Linie die Wirkung der im Bewusstsein nicht gegebenen Beziehungen zwischen den einzelnen Tonempfindungsvorgängen, nämlich den Beziehungen der Tonverwandtschaft. Das System dieser Beziehungen ist die Qualität der Melodie als eines Ganzen. Genauer: Es ist die spezifische Qualität des Gesamtvorganges, der in der Wahrnehmung oder Vorstellung der Melodie sich verwirklicht. Eine Melodie, die ich gehört habe, kann in eine

andere Tonlage übertragen werden, der Art, dass kein einziger Ton derselbe bleibt. Dann bleibt doch das System jener Beziehungen dasselbe. Darum bezeichnen wir die Melodie in der neuen Lage als dieselbe Melodie.

Psychische Quantität.

Der zweite Begriff, den wir zu bestimmen haben, ist der Begriff der psychischen Quantität. Diese Quantität ist psychische, d. h. sie ist Quantität von „psychischen Vorgängen“. Was ich unter dieser Quantität verstehe, wird am leichtesten deutlich, wenn ich sofort zu einem Beispiele mich wende. Gewisse Qualitäten von Empfindungsinhalten bezeichnet man auch als Intensität, Kraft, Quantität. Der laute Ton heisst ein intensiver oder kraftvoller. Eben diese Intensität oder Kraft wird dann auch, mit einem allgemeineren Namen, als Quantität bezeichnet. Ebenso gibt man beim Lichteindruck der Helligkeit die Namen: Intensität, Kraft, Quantität. Nun sind Ton und Licht, diese Bewusstseinsinhalte, miteinander unvergleichbar. Es sind insbesondere Lautheit eines Tones und Helligkeit eines Lichtes unvergleichbare Qualitäten dieser Bewusstseinsinhalte. Es muss also etwas Gemeinsames, das zu diesen Bewusstseinsinhalten, oder zu ihrer Lautheit bzw. Helligkeit, hinzutritt, der Grund dieser gleichen Benennung sein.

Dies Gemeinsame nun ist die Wirkung auf uns oder in uns. Es ist die eigentümliche Thatsache, dass der laute Ton ebenso wie der helle Lichteindruck uns kraftvoller anmutet, d. h. heftiger sich uns aufdrängt, intensiver uns in Anspruch nimmt, als unter im übrigen gleichen Umständen der leisere Ton und der weniger helle Lichteindruck. Sofern der Grad dieser Inanspruchnahme sich uns unmittelbar kundgibt in einem entsprechenden Gefühl, können wir auch sagen, das Gemeinsame, um dessen willen wir die beiden an sich miteinander unvergleichbaren Qualitäten mit den gleichen Namen Intensität, Kraft, Quantität benennen, sei das gleichartige begleitende Gefühl der Inanspruchnahme oder das gleichartige

begleitende „Quantitätsgefühl“. Aber dies Gefühl hat eben in jener Intensität der Inanspruchnahme, oder jener Heftigkeit des sich Aufdrängens seinen Grund.

Worauf es uns nun hier ankommt, das ist nur dies, dass solche verschiedenen Grade der Inanspruchnahme bestehen, dass psychische Vorgänge je nach ihrer Beschaffenheit in höherem oder geringerem Masse sich mir aufdrängen, die psychische Kraft, oder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, an sich reissen, absorbiren. Dabei liegt Gewicht darauf, dass sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, d. h. dass in ihnen selbst der Grund meines „Aufmerkens“ liegt. Ich kann auch auf einen leisen Ton in beliebig hohem Masse die Aufmerksamkeit richten. Es bedarf, wenn er sehr leise ist, grosser Bemühung des Aufmerkens, damit ich den Ton überhaupt höre. Aber es liegt nicht in der Natur eines solchen Tones die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zu ziehen.

Dies nun meine ich, wenn ich sage: Der Vorgang der Empfindung des lauten Tones hat grössere, der Vorgang der Empfindung des leisen Tones hat geringere „psychische Quantität“. Die psychische Quantität ist der Grad, in welchem ein psychischer Vorgang die Aufmerksamkeit, die psychische Kraft oder kurz: „mich“ auf sich zieht oder zu sich hinzieht, und damit zugleich Anderem entzieht, oder sie ist das Quantum der psychischen Kraft, das durch den Vorgang absorbirt wird, sofern dafür in der Beschaffenheit dieses Vorganges selbst der Grund liegt.

Dies können wir auch noch anders ausdrücken: Wir wissen, die psychische Kraft, die in einem psychischen Vorgang aktuell ist, oder das Mass der Aufmerksamkeit, dessen er sich erfreut, bedingt die Grösse der psychischen Wirkung eines Vorganges. Vielmehr, die psychische Kraft oder die Aufmerksamkeit, die in einem Vorgang verwirklicht ist, das ist gar nichts Anderes als die Fähigkeit zu solcher Wirkung. Die Quantität eines psychischen Vorganges ist also die in ihm selbst liegende Fähigkeit psychisch zu wirken. Oder sie ist

die Grösse seiner Wirkung, sofern dieselbe in ihm selbst begründet liegt.

Und noch in anderer Weise endlich kann ich den in Rede stehenden Sachverhalt bezeichnen. Ein psychischer Vorgang ist, eben als psychischer Vorgang, überhaupt da, lediglich insofern er wirkt d. h. in den Zusammenhang des psychischen Lebens eingreift. Ich habe vorhin zugestanden, man möge die „psychischen Vorgänge“ mit physiologischen Gehirnvorgängen identificiren. Angenommen, diese Identification sei berechtigt; so fallen doch begrifflich psychische und physiologische Vorgänge völlig auseinander. Es ist unter dieser Voraussetzung ein und derselbe Vorgang ein physiologischer, genau soweit er physiologisch wirkt, und er ist ein psychischer, genau soweit er psychisch wirkt, d. h. letzten Endes, soweit eine Wirkung desselben im Bewusstsein angetroffen wird. Dasein eines Vorganges als eines psychischen und Wirkung desselben im psychischen Lebenszusammenhang ist also Eines und Dasselbe. Es ist also auch die Quantität des Vorganges oder das Mass des psychischen Geschehens, das in ihm sich verwirklicht, gleichbedeutend mit der Grösse seiner psychischen Wirkung.

Auch hiebei muss doch wiederum das oben Betonte festgehalten werden: Ich kann meine Aufmerksamkeit in höchstem Masse auf den leisen Ton richten. Dann mache ich den leisen Ton psychisch wirksam. Er verdrängt jetzt Anderes aus meinem Bewusstsein; er regt Fragen an; Urteile, die ihn zum Gegenstande haben, werden von mir gefällt. Zugleich habe ich ein Gefühl von der Grösse der Aufmerksamkeit, die auf ihn gerichtet ist. Unter dieser Voraussetzung kann ich auch von dem leisen Tone sagen, er habe eine erhebliche psychische Grösse oder Quantität. Indessen alle jene Wirkungen sind nicht Wirkungen des leisen Tones, d. h. sie haben nicht in ihm selbst ihren Grund. Sie haften nicht an dem so beschaffenen Tonempfindungsvorgang. Ich wende mich dem Ton zu aus irgendwelchem Interesse. Ich habe dabei einen Zweck. Der leise Ton soll mir etwas sagen, mir eine

Frage beantworten u. dgl. Kurz, es ist das, was ihm seine besondere psychische Stellung verleiht, nicht in ihm als solchem gegeben. Die psychische Quantität ist nicht seine eigene. Die Wirkungsfähigkeit ist ihm durch die bezeichneten Momente verliehen. Diese sind die eigentlichen Träger der psychischen Quantität.

Im Uebrigen ist die Lautheit eines Tones, überhaupt die Intensität von Empfindungsinhalten nur eines von vielen möglichen Beispielen der „psychischen Quantität“. Alles, was wir als „bedeutsam“, „gewichtig“, oder gar als „erhaben“, „imponierend“, „überwältigend“ bezeichnen, jede „grosse“ Frage, Angelegenheit, Verpflichtung, kurz alles psychisch Wirkungsfähige, sofern die Wirkungsfähigkeit in dem Erlebnis, dem wir sie zuschreiben, ihren Grund hat, an seiner Natur oder Beschaffenheit haftet, besitzt insofern grössere oder geringere psychische Quantität in unserem Sinne des Wortes. Dagegen ist die Notwendigkeit, unsere Aufmerksamkeit auf ein Objekt zu richten, falls dasselbe einen Grad der psychischen Wirkungsfähigkeit haben soll, jedesmal gleichbedeutend mit einem Mangel der eigenen Quantität des betreffenden psychischen Vorganges.

Uebergang zur Quantität in Gesamtvorgängen.

Wie steht es nun mit der „psychischen Quantität in Gesamtvorgängen“? — Ich gehe hiebei aus von folgender Thatsache:

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie ein psychischer Vorgang auf Kosten eines anderen stattfinden und psychisch wirksam werden kann. Oder: Es gibt verschiedene Weisen, wie durch das Dasein eines psychischen Vorganges die Quantität eines anderen vermindert und schliesslich der Vorgang auf Null reducirt werden kann.

Während ich einem wissenschaftlichen Gedankenzusammenhange nachgehe, ertöne plötzlich neben mir ein Schrei. Durch diesen Schrei werde ich gewaltsam aus jenem Gedankenzusammenhange herausgerissen. Der Gedankenzusammenhang

existirt, eine Zeitlang wenigstens, für mich nicht mehr. Zugleich habe ich ein Gefühl des mir angethanen Zwanges.

Oder es kommt mir, während ich in einem Gespräch begriffen bin, die Erinnerung an eine jetzt zu erfüllende wichtige Verpflichtung, die mit dem Gespräch ganz und gar nichts zu thun hat. Ein zufälliger Blick auf die Uhr, die an der Wand hängt, hat den Gedanken in mir geweckt. Jetzt ist wiederum der Inhalt der Unterredung, wenigstens für eine Zeitlang, aus meinem Bewusstsein verdrängt. Zugleich habe ich ein Gefühl, dass meine Gedanken gewaltsam auf die Verpflichtung hingelenkt worden sind.

Ein ganz anderes Bild gewähren andere Fälle. Betrachten wir jenen Gedankengang, ehe die Unterbrechung stattfand. Aus einer Prämisse ergaben sich mir innerhalb desselben notwendige Konsequenzen. Daraus wiederum weitere Konsequenzen. Auch dabei entschwanden immer wieder Gedanken meinem Bewusstsein. Die innere Zuwendung zu dem folgenden Gedanken war verbunden mit einer Abwendung von dem vorangehenden.

Oder ich überlasse mich dem Spiel der Erinnerung. Ein Erlebniss ruft mir ein ähnliches, dies wiederum ein anderes von gleichartigem Charakter ins Gedächtniss. Immer tritt dabei in der Folge innerer Vorgänge der in der Reihe frühere zurück, indem der folgende meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Das Zurücktretten eines Gedankens oder eines Erinnerungsbildes zu Gunsten eines anderen, im Bewusstsein nachfolgenden, wie es in diesen beiden letzten Fällen vorliegt, geschieht nun aber nicht gewaltsam. Ich habe nicht das Bewusstsein eines Konfliktes, oder eines erlittenen Zwanges. Es wird nicht der frühere Gedanke durch den späteren, das frühere Ereigniss durch das spätere, — weil sie nicht beide nebeneinander im Bewusstsein sein können —, gewaltsam verdrängt. Es „konkurriren“ nicht beide um das Dasein in der Psyche, mit dem Ergebniss, dass der stärkere psychische Vorgang den Sieg davon trägt. Sondern es tritt jedesmal der folgende Vorgang vollkommen „friedlich“ an die Stelle des früheren. Der frühere

entschwindet, um dem späteren Platz zu machen. Er räumt ihm, wenn ich weiter anthropomorphisierend reden darf, „freiwillig“ den Platz. Dasselbe sagt der schon gebrauchte Ausdruck: Er tritt zurück „zu Gunsten“ des nachfolgenden.

Dieser Sachverhalt erinnert an eine Weise des Geschehens in der physikalischen Welt. Ein bewegter Körper trifft auf einen ruhenden, und „teilt“ ihm, wie wir sagen, seine Bewegung „mit“. Dies heisst nicht: Es treffen zwei Bewegungen an einem Punkte zusammen und konkurrieren miteinander, mit dem Resultate, dass die stärkere Bewegung die schwächere aufhebt, und nun allein bestehen bleibt. Sondern das Umgekehrte liegt vor: Der bewegte Körper überlässt dem ruhenden seine Bewegung. Seine eigene Bewegung verschwindet, um als Bewegung des vorher ruhenden Körpers wiederum aufzutauchen. Nicht, als müssten die beiden sich folgenden Bewegungen qualitativ gleich sein. Aber quantitativ betrachtet sind sie identisch. Es ist ein und dasselbe Bewegungsquantum, das erst als Bewegung des einen Körpers, dann als Bewegung des anderen Körpers auftritt. Dies ist es, was wir als „Mitteilung“ der Bewegung, als „Uebergang“ derselben vom einen Körper auf einen anderen bezeichnen.

Eine solche „Mitteilung“, oder ein solcher „Uebergang“ liegt nun auch bei jenen zuletzt erwähnten psychischen Geschehnissen vor. Auch bei ihnen findet demnach der Begriff der quantitativen Identität seine Stelle. Die psychische Bewegung oder das psychische Geschehen, das erst in dem ersten Gedanken jener Gedankenreihe verwirklicht war, „überträgt“ sich auf den zweiten und weiterhin auf den dritten Gedanken. Eben diejenige psychische Bewegung, die erst dort stattfand, findet jetzt hier statt; das quantitativ identische psychische Geschehen wechselt nur beim Uebergang von einem zum anderen seine Form oder seinen Inhalt.

Das Gleiche findet statt, wenn ein Erlebniss mich an ein ähnliches erinnert, oder wenn die Aehnlichkeit zweier Erlebnisse macht, dass ich vom einen zum anderen in meinen Gedanken übergehe. Nicht so verhält sich hier die Sache,

dass neben dem einen Erinnerungsvorgang ein zweiter entsteht, der dann gegen jenen sich zurückwendete und seine psychische Quantität verminderte und schliesslich den ganzen Vorgang aufhöbe, sondern die Zuwendung vom ersten zum zweiten Vorgang ist in sich selbst die Abwendung vom ersten; oder die Abwendung vom ersten Erlebniss ist die eine Seite eben des Processes, als dessen andere Seite sich die Zuwendung zu dem zweiten Erlebniss darstellt. Ein Konflikt zwischen zwei verschiedenen Vorgängen kann gar nicht stattfinden, weil überhaupt nicht zwei verschiedene Vorgänge da sind, sondern ein einziger Vorgang lediglich seinen Inhalt ändert, wir könnten auch sagen: seinen psychischen Ort wechselt.

In jedem dieser beiden Fälle nun besteht ein psychischer Zusammenhang oder ein Gesamtvorgang. Im ersten Falle ist der Zusammenhang ein erfahrungsgemässer, im letzteren Falle ein Aehnlichkeits-Zusammenhang. Beidemale ist vermöge dieses Zusammenhanges ein psychischer Vorgang mit einem anderen quantitativ identisch, d. h. es tritt nicht, indem beide Vorgänge sich vollziehen, zu dem im ersten verwirklichten Quantum des psychischen Geschehens im zweiten Vorgang ein neues Quantum des psychischen Geschehens hinzu, sondern es ist mit jenem Vorgang auch dieser quantitativ bereits gegeben. Diese quantitative Identität besteht vermöge des Zusammenhanges. Und sie besteht nach Massgabe dieses Zusammenhanges oder nach Massgabe seiner Enge.

Verallgemeinern wir diesen Sachverhalt, so ergibt sich die Regel: Sind psychische Vorgänge Elemente eines Zusammenhanges oder eines Ganzen, so sind sie, als Elemente des Ganzen, oder sofern sie Elemente des Ganzen sind, quantitativ identisch, d. h. das Quantum des psychischen Geschehens, das in einem Elemente des Ganzen verwirklicht ist, ist im Ganzen nicht ebenso oft verwirklicht, als im Ganzen Elemente sich zueinander hinzufügen, sondern es ist darin nur einmal verwirklicht, obzwar in verschiedener Weise. Damit ist zugleich gesagt, dass die Elemente nicht quantitativ identisch sind, sondern jedes seine eigene Quantität hat, oder sein eigenes

Quantum des psychischen Geschehens beansprucht, soweit die Vorgänge zugleich selbständige Vorgänge sind bzw. soweit sie qualitativ nicht übereinstimmen.

Psychische Quantität in Gesamtvorgängen.

Lassen wir nun im Folgenden die beiden Fälle, aus denen wir soeben den Begriff und die Regel der qualitativen Identität abstrahirt haben, ausser Betracht. Dieselben sollten uns nur auf diesen Begriff und diese Regeln hinführen. Worauf es uns weiterhin ankommt, das ist nicht der Fortgang der psychischen Bewegung von psychischen Einzelvorgängen zu anderen psychischen Einzelvorgängen, die damit im Zusammenhang stehen. Sondern wir wollen zusehen, wie es mit der psychischen Quantität bestellt ist, wenn ein Ganzes als Ganzes auf uns wirkt. Wir wollen wissen, wie bei solcher Wirkung die oben aufgestellte Regel sich bewahrheitet, oder wie dabei der Begriff der „quantitativen Identität der Elemente eines Gesamtvorganges“ zur Anwendung gelangt.

Gehen wir wiederum aus von einem bestimmten Falle. Es sei zunächst ein solches Ganze gegeben, bei welchem die Elemente durch Gleichartigkeit aneinander gebunden sind. Ein Ganzes dieser Art liegt, wie schon oben gesagt, vor in der Melodie. Die einzelnen Töne der Melodie, genauer gesagt, die einzelnen Tonempfindungsvorgänge stimmen qualitativ in bestimmter Art überein. Statt dessen können wir auch sagen: Sie sind in gewissem Grade qualitativ identisch. Sie sind dies einmal, sofern sie alle Töne sind, zum anderen sofern Tonverwandtschaften sie wechselseitig aneinander binden. Auch Tonverwandtschaften sind Arten der relativen qualitativen Identität. Vermöge dieser Beziehungen der relativen qualitativen Identität weisen die Töne aufeinander hin. Dieser Hinweis geschieht nach vorwärts und auch wiederum nach rückwärts.

Darin liegt nun zunächst dies, dass die Apperception jedes Tones durch jeden anderen unterstützt, also gesteigert wird.

Die Steigerung der Apperception ist aber eine Steigerung der psychischen Quantität. Insoweit müsste also die psychische Quantität jedes Tones durch die anderen gesteigert sein. Jeder Ton müsste in einem dieser Steigerung entsprechenden Masse Gegenstand einer intensiveren Aufmerksamkeit sein, als es der isolirt gegebene Ton ist, insbesondere als der nicht zur Melodie gehörige und nicht in sie hineinpassende Ton, der gleichzeitig daneben hörbar wäre.

Davon aber findet nun thatsächlich das Gegenteil statt. Der einzelne Ton „verschwindet“ in der Melodie. Er ist zu einem relativ bedeutungslosen Durchgangspunkt für das Ganze der Melodie herabgesetzt. Er beansprucht für sich, als dieser bestimmte einzelne Ton die Aufmerksamkeit umso weniger, je mehr er durch enge Tonverwandtschaften in das Ganze der Melodie verflochten ist, oder je weniger er dem Zusammenhang des Ganzen fremdartig erscheint. Dagegen „füllt“ der Ton, der aus der Melodie qualitativ „herausfällt“, „auf“. Und auch der isolirte einzelne Ton, der ertönte, nachdem die Melodie am Ohre vorübergezogen ist, würde mich in höherem Grade innerlich beschäftigen.

Dies nun hat seinen Grund in dem vorhin Konstatirten. Die Wirkung der Tonverwandtschaft und des damit gegebenen Zusammenhanges hat auch jene oben bezeichnete Kehrseite: Jede Hinlenkung des psychischen Geschehens von einem Ton zu einem anderen ist in sich selbst eine Ablenkung des psychischen Geschehens von jenem ersteren. Jede Steigerung der psychischen Quantität eines Tones durch die anderen, ist eine Herabsetzung der psychischen Quantität dieser anderen.

Und was ist nun von dieser doppelten Wirkung der qualitativen Identität der Töne innerhalb der Melodie das endliche Ergebniss? Wie verträgt sich mit der eben bezeichneten Wirkung derselben die vorhin festgestellte?

Auf diese Frage gibt die Antwort unser Begriff der quantitativen Identität. Jeder Ton unterstützt jeden anderen, sofern sie qualitativ identisch sind. Qualitative Identität psychischer Vorgänge ist aber zugleich quantitative Identität derselben.

D. h. das psychische Geschehen, das in einem einzelnen der Töne sich verwirklicht, ist, soweit die qualitative Identität besteht, im Ganzen der Quantität nach nur einmal vorhanden. Es ist nicht gegeben in dem ersten Tone, und daneben noch einmal in dem zweiten Tone u. s. w. Sondern es ist gegeben im Ganzen. Und das Ganze ist ja nur einmal da.

Und daraus folgt das Doppelte: Einmal, dass dies nur einmal gegebene psychische Geschehen gesteigert wird. D. h. das Quantum des psychischen Geschehens, das in der Melodie verwirklicht ist, erscheint höher als dasjenige, das in dem einzelnen isolierten Tone verwirklicht wäre. Die Melodie als Ganzes besitzt eine höhere psychische Quantität als der einzelne Ton. Daran hat der einzelne Ton, der in der Melodie sich findet, Teil, sofern er Element der Melodie ist und als solches sich darstellt. D. h. die Quantität jedes Tones ist gesteigert, insofern die Quantität der Melodie gesteigert ist und der Ton zu ihr gehört und in ihr aufgeht, also nicht als dieser bestimmte einzelne Ton, sondern lediglich als ein Punkt in der Melodie in Betracht kommt, nicht für sich, sondern nur im Ganzen genommen wird, oder lediglich als Element des Ganzen in uns zur Wirkung gelangt.

Dagegen ist die Quantität jedes einzelnen Tones, als dieses einzelnen, vermindert. Dass der einzelne Ton „Teil hat“ an der gesteigerten Quantität des Ganzen, dies hat auch den anderen Sinn, dass er nur daran Teil hat, dass auf ihn als einzelnen, nur der entsprechende Anteil an dieser gesteigerten Quantität des Ganzen fällt. Er hat, als Teil des Ganzen, und soweit er dies ist, soweit er also seine qualitative Selbständigkeit eingebüsst hat, auch seine selbständige psychische Quantität verloren und dafür diesen Anteil an der Quantität des Ganzen eingetauscht. Und dieser Anteil ist geringer, als das, was ihm als isoliertem Tone zukäme. Jeder Ton erfährt also eine Steigerung seiner Quantität, sofern er das Ganze, oder sofern das Ganze in ihm ist, und zugleich eine Minderung seiner Quantität, sofern er dieser einzelne Ton und doch zugleich im Ganzen ist. Beides zumal liegt in dem „Aufgehen“ des ein-

zelen Tones in der Melodie. Der Ton, der mit den anderen zusammen im Ganzen der Melodie „aufgeht“ oder wie wir auch sagten, darin „sich verliert“, hat Bedeutung, sofern das Ganze da ist und Bedeutung besitzt. Er hat an seiner Stelle im Ganzen die Bedeutung des Ganzen. Aber nur an seiner Stelle, oder sofern er im Ganzen aufgeht oder sich verliert. Und darin liegt zugleich das Andere: Der Ton hat sich selbst, also seine Bedeutung als einzelner, verloren. — Die „Bedeutung“, von der ich hier rede, ist die Bedeutung für mich, d. h. die psychische Quantität.

Dieser Sachverhalt findet statt in dem Masse, als der einzelne Ton im Ganzen aufgeht, d. h. in dem Masse als die qualitative Identität der Töne besteht. Er findet nicht statt, soweit die Töne diese einzelnen voneinander verschiedenen Töne sind, oder soweit das Ganze der Melodie als eine Mannigfaltigkeit sich darstellt. Dies ist wiederum von Wichtigkeit, nicht nur für den einzelnen Ton, sondern auch für die Melodie. Es ergibt sich daraus eine wesentliche Ergänzung des soeben Gesagten. Die Melodie ist das Ganze aus den Tönen: Auch darin liegt ein Doppeltes. Die Melodie ist nicht ein Haufe von Tönen, sondern eine Einheit. Aber sie ist doch auch wiederum nicht bloss eine Einheit, sondern zugleich ein Nebeneinander von Tönen. Sie ist dies Nebeneinander zur Einheit zusammengeschlossen. Sofern sie nun dies Nebeneinander von Tönen ist, oder sofern sie aus Tönen besteht, ist auch ihre psychische Quantität ein entsprechendes Vielfache der psychischen Quantität der einzelnen Töne. Nun nimmt diese psychische Quantität ab mit der Einheitlichkeit der Melodie oder der Enge der Tonverwandtschaften. Es nimmt also auch die psychische Quantität der Melodie ab mit dieser ihrer Einheitlichkeit. Nehmen wir dies zusammen mit dem oben Gesehenen, so ergibt sich: Die Quantität der Melodie mehrt sich und mindert sich zugleich mit der Zunahme der Einheitlichkeit. Sie mehrt sich, sofern die Melodie Einheit ist, sie mindert sich, sofern sie Einheit aus mehreren Tönen ist.

Da nun aber die Melodie beides zugleich ist, so ergibt

sich daraus eine Regel, die jedermann bekannt, darum nicht minder wichtig ist: Soll die Melodie eine möglichst hohe psychische Quantität haben, oder in möglichst hohem Grade die Aufmerksamkeit erregen, oder uns „interessiren“, so muss ein Grad der Mannigfaltigkeit d. h. ein Grad der Verschiedenheit oder der qualitativen Selbständigkeit der Töne, und schliesslich der relativen Gegensätzlichkeit derselben, mit ihrer Einheitlichkeit Hand in Hand gehen. Es müssen mindere Tonverwandtschaften und relative Tongegensätzlichkeiten den Beziehungen der engeren Tonverwandtschaft — der „vollkommenen Konsonanz“ — das Gleichgewicht halten. Angenommen, es geht, weil die Verwandtschaft der Töne eine zu geringe ist, die Einheitlichkeit der Melodie verloren, so zerfällt die Melodie; es gibt nur noch ein Nebeneinander oder eine Folge von Tönen. Es ist also auch von einer psychischen Quantität der Melodie keine Rede mehr. Es besteht nur noch die psychische Quantität der einzelnen Töne. Und diese geraten nun miteinander in Konkurrenz. Geht dagegen die Mannigfaltigkeit verloren, oder mindert sie sich allzusehr, so ist freilich die Melodie Alles, d. h. sie wird mehr und mehr als Einheit Träger der ganzen psychischen Quantität, und die einzelnen Töne erheben als einzelne immer weniger Anspruch. Und diese Quantität überwiegt die Quantität des für sich stehenden einzelnen Tones. Aber sie überwiegt dieselbe in immer geringerem Grade.

Nebenbei bemerkt lassen sich für diesen Sachverhalt leicht Analogien aus dem praktischen Leben finden. Auch die Grösse eines Volkes, ich meine — nicht das, was man jetzt so nennt, sondern die wirkliche, also die ethische Grösse, die Kraft der Verwirklichung ethischer Werte, kurz die ethische Quantität, ist bedingt durch den einheitlichen Zusammenschluss der Individuen zum Ganzen, und sie ist bedingt andererseits durch die ethische Selbständigkeit der Individuen, durch die Festhaltung ihrer sittlichen Individualität. Das Gleichgewicht beider Faktoren erzeugt die höchste ethische Quantität des Ganzen.

Doch kehren wir zurück zur Quantität der psychischen Gesamtvorgänge. Das Gleiche, wie von der Melodie, die eine

Einheit des Successiven ist, gilt von der simultan gegebenen Einheit des Mannigfaltigen, etwa von dem Akkord. Der Akkord ist eine simultane Einheit von Klängen. Die Verwandtschaft der Klänge macht ihn erst zum Akkord. Seine Eindrucksfähigkeit oder seine psychische Quantität ist grösser als die des einzelnen Klanges. Aber diese Eindrucksfähigkeit mindert sich wiederum mit der Enge der Verwandtschaft. Sie mehrt sich dagegen mit der relativen Selbständigkeit der Klänge oder der Minderung der Verwandtschaft. Zugleich ist dabei der Akkord in Gefahr auseinanderzufallen. So bewegt sich die Eindrucksfähigkeit des Akkordes zwischen zwei Grenzen: Die eine Grenze ist das Zusammenfliessen der Klänge des Akkordes zu einer vollkommen ungeschiedenen Einheit. Dann ist der Akkord selbst ein einfacher Klang. Es ist also auch seine psychische Quantität die des einfachen Klanges. Die andere Grenze ist das Nebeneinander einander völlig fremder Klänge. Auch hier ist der Akkord, also auch die psychische Quantität desselben, verschwunden. Es bleibt die psychische Quantität der einzelnen Klänge, und damit der Wettstreit der Klänge um die psychische Quantität.

In diesem, wie im vorigen Falle ist die Einheit der zum Ganzen zusammengeschlossenen Elemente die Gleichheit oder Ähnlichkeit. Es fällt aber unter unser Princip ebensowohl jeder erfahrungsgemässe Zusammenhang oder jede Einheit von Elementen, die durch die Erfahrung aneinander gebunden sind. Auch hier gilt: Ein umfassender erfahrungsgemässer Zusammenhang wirkt auf mich unter im Uebrigen gleichen Umständen mehr als die einzelne Thatsache. Aber auch hier „verschwindet“ das Einzelne im Ganzen, und zwar umsomehr, je enger der Zusammenhang ist. Und davon wiederum ist die Folge eine relative Minderung der psychischen Quantität des Ganzen.

Es seien etwa die Teile einer menschlichen Gestalt erfahrungsgemäss zu einer sehr engen Einheit verbunden. Ich habe eine bestimmte Gestalt öfter und immer wieder gesehen. Dann hatten immer wieder die gleichen Teile Gelegenheit zur

gleichen Einheit sich zu verbinden. In dem Masse, als dies der Fall ist, hat das Einzelne im Ganzen seine Bedeutung, seine Eindrucksfähigkeit, kurz seine psychische Quantität verloren. Damit zugleich ist die Eindrucksfähigkeit des Ganzen relativ herabgesetzt, d. h. sie stellt sich nicht dar als eine der Menge der Teile entsprechende Mehrung derjenigen Eindrucksfähigkeit, welche den Teilen für sich zukäme. — Ein anderes Beispiel der erfahrungsgemässen Einheit wurde schon oben angeführt: das Wort.

Psychische Quantität und Umfang der Gesamtvorgänge.

Lassen wir jetzt den Unterschied der engeren und weniger engen Einheit eines Ganzen in unserer Betrachtung zurücktreten und achten statt dessen speziell auf den Umfang des Ganzen.

Eine Fläche von bestimmter einheitlicher Farbe habe erst eine geringe Grösse. Dann verdoppele, verdreifache, vervierfache sich die Grösse derselben. Damit vermindert sich successive die psychische Quantität der ursprünglichen Fläche und ebenso jedes ihr gleichen Teiles. Die einzelnen Teile verlieren sich in einem Ganzen aus immer mehr Teilen; sie verlieren sich also immer mehr. Zugleich mindert sich doch die Quantität jedes der Teile mit der Zunahme der Anzahl der Teile immer langsamer. Ist der Teil schon Teil einer Gesamtfläche von zwanzigfacher Grösse, und wird er nun Teil einer Gesamtfläche von einundzwanzigfacher Grösse, so verschwindet er nicht im Ganzen um ebensoviel mehr, als wenn sich die Fläche von doppelter Grösse in eine von dreifacher Grösse verwandelte. Wir werden vielmehr annehmen müssen, dass es einer Verwandlung der Fläche von zwanzigfacher Grösse in eine solche von dreissigfacher Grösse bedürfte, wenn dieser Effekt erreicht werden sollte. Das Verschwinden oder die Abnahme der Quantität ist ja ein Sichverteilen. Was aber erst auf eine Einheit von zwanzig Elementen sich verteilte, und dann auf eine Einheit von dreissig Elementen sich verteilt, das

verteilt sich in gleichem Grade, oder um einen gleichen Bruchteil, wie dasjenige, was erst auf eine Einheit von zwei Elementen sich verteilte und dann einer Verteilung auf drei Elemente unterliegt.

Gleichzeitig vermehrt sich die psychische Quantität der Gesamtfläche, aber wiederum nicht um gleiche Bruchteile, sondern immer langsamer, also um immer geringere Bruchteile. Je grösser die Fläche ist, desto weniger „verschlägt“ für den Eindruck, den sie macht, ein Zuwachs um einen bestimmten Teil.

Das Gleiche gilt, wenn nicht gleiche Teile zu einem stetigen Ganzen, sondern wenn selbständige, aber gleichartige Objekte zu einem Ganzen sich verbinden, wenn ich etwa eine Reihe von gleich uniformierten Kriegern vor mir sehe. D. h. jeder einzelne Krieger verschwindet in der Reihe, umso mehr, je grösser die Reihe ist. Der einzelne „bedeutet“ mir nicht mehr dasjenige, was mir der für sich stehende Krieger bedeuten würde. Zugleich verlangsamt sich die Abnahme der „Bedeutung“ oder Eindrucksfähigkeit mit dem Wachstum der Reihe.

Andererseits „imponirt“ mir die Menge. Aber es imponirt mir nicht die doppelte Menge in doppeltem, die dreifache in dreifachem Grade. Ich muss auch hier, um die gleiche Steigerung des Eindruckes zu erzielen, zu der gegebenen Menge eine umso grössere Anzahl hinzufügen, je grösser die Menge bereits ist. Der gleiche Zuwachs „macht weniger aus“, wenn er Zuwachs zu einer grossen Menge ist, als wenn die Menge, zu welcher er hinzutritt, klein ist. Und er macht umso weniger aus, je grösser die Menge ist.

Formuliren wir die Regel, die nach dem Gesagten für die Quantität eines Ganzen beim Wachstum seines Umfangs gilt, noch etwas anders. Das Wachstum der Grösse jener gleichgefärbten Fläche ist gleichbedeutend mit einer Vermehrung des Wahrgenommenen oder Vorgestellten; es ist ein Wachstum des Quantum dessen, was als Inhalt unserer Wahrnehmung oder Vorstellung kurz als psychischer Inhalt gegeben ist. Nennen wir dies Quantum kurz das inhaltliche psychische Quantum, so können wir, was wir gewonnen haben, auch so ausdrücken:

Wächst in einem Ganzen das inhaltliche Quantum, so erfährt das Quantum des psychischen Geschehens, welches das Ganze absorbiert, oder es erfährt die psychische Quantität des Gesamtvorganges, der in dem Ganzen sich verwirklicht, eine immer grössere und grössere relative Einbusse, sie wächst also immer langsamer.

Und dies können wir auch umkehren: Soll die psychische Quantität des Gesamtvorganges, der in einem Ganzen sich verwirklicht, um gleiche Grössen wachsen, so ist dazu eine um so grössere Steigerung des inhaltlichen Quantums dieses Ganzen erforderlich, je grösser das inhaltliche Quantum bereits ist.

Hiedurch nun werden wir erinnert an das psychophysische Gesetz, das besagt, ein gleicher Zuwachs an Intensität einer Empfindung erfordere einen umso grösseren Reizzuwachs, je grösser der Reiz bereits ist. Dass die exakte Formel dieses Gesetzes ohne weiteres auf unseren Fall übertragbar ist, können wir nicht beweisen. Aber eine Annäherung dürfen wir zweifellos statuieren. Niemand wird gegen die oben aufgestellte Behauptung etwas einzuwenden haben, dass wir einer Menge gleichartiger Objekte einen gleichen Bruchteil dieser Menge hinzufügen müssen, wenn uns der Zuwachs gleich viel „ausmachen“ oder wenn der Eindruck sich in gleich merklicher Weise steigern soll. — Ich füge ausdrücklich hinzu, dass ich hierbei noch nicht an irgendwelche besondere Art des Eindruckes, etwa an Lust- oder Unlustbetontheit desselben denke. Sondern ich meine den an sich neutralen Eindruck, den Grad, in welchem die Menge, als Ganzes betrachtet, uns in Anspruch nimmt, oder die Wahrnehmung bezw. Vorstellung derselben sich uns aufdrängt, uns innerlich beschäftigt, unser „Interesse“ erregt.

Die Analogie zwischen unserem Falle und demjenigen, auf welchen das psychophysische Gesetz sich bezieht, springt vor allem deutlich in die Augen, wenn wir ein Dreifaches bedenken: Erstlich dies, dass es sich im Obigen nicht um die Auffassung einer beliebigen Menge handelt, sondern um die Auffassung eines Mannigfaltigen, das ein Ganzes bildet und als Ganzes

aufgefasst wird. Insofern ist diese Menge oder Mannigfaltigkeit der intensiven Empfindung, die ja jedenfalls ein Ganzes ist, analog.

Zweitens: Die Steigerung der inhaltlichen Quantität des aus gleichen Teilen bestehenden Ganzen, oder der Menge dieser Teile verdankt ihr Dasein, ebenso wie die Steigerung der Intensität einer Empfindung, einer Mehrung des Reizquantums. Die Helligkeit eines Lichteindrucks wächst, indem an einer und derselben Stelle der Netzhaut ein neues Reizquantum hinzutritt; die Grösse der Fläche wächst, indem neue Reize an benachbarten Stellen der Netzhaut hinzutreten.

Dazu tritt endlich das auf S. 384 f. Festgestellte: Wir bezeichnen die Lautheit eines Klanges, die Helligkeit einer Farbe u. s. w. darum als Intensität, weil das Wachstum der Lautheit bzw. der Helligkeit eine entsprechende Mehrung der Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit oder der psychischen Quantität in sich schliesst.

Beachten wir dies alles, so erhellt, dass wir unsere oben aufgestellte Regel mit dem psychophysischen Gesetz in die eine Regel zusammenfassen können: Soll ein psychisches Ganze hinsichtlich des Masses von Aufmerksamkeit, das es beansprucht, oder hinsichtlich seiner psychischen Quantität, um gleiche Grössen gesteigert werden, so bedarf es einer um so grösseren Mehrung des Reizquantums, je grösser das Reizquantum bereits ist.

Damit ist doch der Gegensatz zwischen unserem Falle und den Fällen, die das psychische Gesetz unter sich befasst, nicht aufgehoben. Die Messung der Intensität von Lichteindrücken, d. h. die Messung der Grade, in welchen uns die Lichteindrücke in Anspruch nehmen, ist eben wegen der Uebereinstimmung von Helligkeit und Intensität zugleich eine Messung von Helligkeiten, d. h. eine Messung der mit diesem Namen bezeichneten Empfindungsqualitäten. Dagegen ist die Messung des Grades, in welchem die verschiedenen grossen Flächen uns in Anspruch nehmen, nicht zugleich eine Messung der räumlichen Ausdehnung der Flächen. Die Helligkeiten einer Lichtempfindung

erfahren einen gleich grossen Zuwachs, wenn die Reize um gleiche relative Grössen wachsen. Dagegen erfährt die räumliche Ausdehnung derselben einen gleichen Zuwachs, wenn die Reize hinsichtlich ihrer räumlichen Ausbreitung um gleiche absolute Grössen wachsen.

Dieser Gegensatz aber kann uns nicht verwundern. Es ist nun einmal etwas Anderes, ob die Teile eines Reizquantums zu einer einzigen Empfindung zusammenwirken, oder ob die Wirkungen desselben im Bewusstsein räumlich auseinander-treten; oder, anders gesagt, ob die Wirkungen der Teile eines Reizquantums in einen einzigen unteilbaren Empfindungsinhalt zusammenfliessen, oder ob die Teile des Reizquantums im Bewusstsein einen entsprechenden Teil eines aus Teilen zusammengesetzten Ganzen ergeben.

Diese verschiedenen Weisen der Teile eines Reizquantums im Bewusstsein zu wirken, ergeben dann naturgemäss auch verschiedene Masse für die entsprechenden Bewusstseinsinhalte. Es hat ja schliesslich in beiden Fällen das „Messen“ einen völlig verschiedenen Sinn. Die Messung der Grösse der Fläche ist die Bestimmung einer Anzahl von Teilen. Die Messung der Helligkeitsgrade dagegen ist etwas von der Bestimmung einer Anzahl von Teilen durchaus Verschiedenes, da nun einmal die grössere Helligkeit nicht aus einer Anzahl von kleineren Helligkeiten sich zusammensetzt.

Indessen, es gibt auch eine Messung der relativen Grösse einer Fläche, die mit einer Anzahl von Teilen nichts mehr zu thun hat. Oder positiv gesagt, es gibt eine Messung der relativen Grösse einer Fläche, die ebenso wie die Messung der Helligkeiten eines Lichteindruckes den Grad der Inanspruchnahme der Aufmerksamkeit oder die Stärke des Eindruckes zum Massstab hat. Unter Voraussetzung dieser Messung schwindet auch der soeben bezeichnete Gegensatz, und das Resultat der Messung nähert sich demjenigen, das im psychophysischen Gesetz ausgesagt ist.

Solche Messung nach dem Eindruck vollziehen wir in weitem Umfange. Wir vollziehen sie immer umso sicherer,

je weniger die aneinander zu messenden Raumgrössen unserer Wahrnehmung unmittelbar gegenwärtig sind. Für absolute Grössen von Objekten haben wir ja ein geringes Gedächtniss. Sie schwanken in unserer Erinnerung. Und je mehr dies der Fall ist, desto mehr tritt das Urteil nach dem „Eindruck“ an die Stelle. Und dabei erweist sich der Unterschied des Eindrucks nicht durch die absoluten, sondern durch die relativen Grössenunterschiede bedingt. Ein Haus scheint sich hinsichtlich seiner Höhe einem anderen, das wir vorher gesehen haben, ebenso anzunähern, wie eine kleine Fläche, die wir auf ein Stück Papier zeichnen, einer danebenstehenden kleineren Fläche, wenn der relative Grössenunterschied dort so gross ist, wie hier. Andererseits kann ein Mensch sehr viel grösser erscheinen als ein vorher gesehener Mensch, dagegen ein Baum kaum grösser als ein vorher gesehener Baum, wenn der Unterschied zwischen den beiden Menschen ebenso gross ist, wie derjenige zwischen den beiden Bäumen. Der Grössenunterschied, den wir in allen solchen Fällen meinen, ist der Unterschied des „Eindrucks“.

Anwendungen.

Ein Einwand, der gegen das im Vorstehenden Gesagte erhoben werden könnte, führt uns zur Betrachtung der Bedeutung der bezeichneten Thatsache. Man könnte meinen: dass in der grösseren einfarbigen Fläche die Aufmerksamkeit auf die Teile sich verteile, sei selbstverständlich, wenn einmal zugegeben sei, dass das Mass der in jedem Augenblick verfügbaren Aufmerksamkeit begrenzt sei. In dieser Meinung läge ein vollkommenes Missverständniss des Sachverhaltes, der uns hier beschäftigt.

Wenn ich den Worten eines Redners folgen soll, und es drängen sich mir zugleich irgend welche davon vollkommen unabhängige sonderbare Bewegungen eines in meiner Nähe sitzenden Zuhörers auf, so ist meine Aufmerksamkeit notwendig zwischen beiden, dem Vortrag und den Bewegungen, „geteilt“. D. h. ich kann nicht auf die Worte des Redners achten, soweit

ich auf die Bewegungen achte. Die Worte des Redners entgehen mir also. Und umgekehrt, achte ich auf die Worte des Redners, so übersehe ich die Bewegungen. Dieser Fall ist gleichartig einem oben angeführten, nämlich dem Fall der Verdrängung eines wissenschaftlichen Gedankenzusammenhangs durch einen Schrei. Es ist ein Fall der Konkurrenz um die psychische Kraft, wie sie immer besteht, wenn Wahrnehmungs- oder Vorstellungsvorgänge, die in keinem Zusammenhange stehen, gleichzeitig vollzogen werden sollen.

Aber in der gegenwärtigen Untersuchung handelt es sich um etwas vollkommen Anderes, ja in gewisser Weise um das direkte Gegenteil. Die grosse Fläche, die Reihe von Kriegern, die aus vielen Teilen bestehende Menschengestalt, wirken der Voraussetzung nach auf mich als Ganzes; ich fasse sie als Ganzes auf. Dann fasse ich auch die Teile auf. Es ist unmöglich, dass ich die grosse Fläche sehe, ohne alle die Teilflächen mitzusehen. Es ist unmöglich, dass ich über dem Ganzen die darin enthaltenen und sie konstituierenden Teile übersehe. Zugleich ist das Quantum der Aufmerksamkeit, das die einzelnen Teile beanspruchen, vermindert. Während also die Teile, weil sie im Ganzen enthalten sind, Gegenstand meines Bewusstseins sind, beanspruchen sie doch als einzelne in minderem Masse die Aufmerksamkeit. Oder umgekehrt gesagt, während die durch die einzelnen Teile in Anspruch genommene Aufmerksamkeit herabgemindert ist, bleibt doch die Wahrnehmung dieser Teile, als bewusste Wahrnehmung, bestehen.

Hiemit ist gesagt, worauf es hier ankommt. Sind mögliche Gegenstände des Bewusstseins einander heterogen, ohne Zusammenhang, gehören sie in keiner Weise einem psychischen Gesamtvorgang an, so schliessen sie sich wechselseitig aus dem Bewusstsein aus. Ist durch die Wahrnehmung des einen die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so fehlt das Quantum der Aufmerksamkeit, das zur bewussten Wahrnehmung des anderen erforderlich wäre. In unserem Falle dagegen, d. h. wenn die Inhalte des Bewusstseins einem Zusammenhang angehören, können viele Inhalte nebeneinander im Be-

wusstsein sein, weil jeder von ihnen von dem verfügbaren Masse der Aufmerksamkeit nur einen entsprechend kleinen Teil in Anspruch nimmt. Dass er aber nur einen solchen kleinen Teil in Anspruch nimmt, dies hat eben in der Zugehörigkeit zu einem psychischen Gesamtvorgang seinen Grund.

Man denke wiederum speziell an die gleichgefärbte Fläche. Ich sagte eben, wenn in dieser Fläche das Quantum des Vorgestellten sich vervielfache, so halte das Quantum der dadurch in Anspruch genommenen psychischen Kraft damit nicht gleichen Schritt. Darin liegt zugleich das Umgekehrte, dass in der Fläche das Quantum des Vorgestellten sich vervielfältigen kann, ohne dass darum das Quantum der in Anspruch genommenen psychischen Kraft ebenfalls entsprechend sich zu vervielfältigen braucht.

Das heisst: Die Zugehörigkeit eines Wahrgenommenen oder Vorgestellten zu einem psychischen Gesamtvorgang ist ein Mittel der Ersparung psychischer Kraft. Je mehr irgendwelche psychische Inhalte zu einem psychischen Gesamtvorgange sich zusammenschliessen, umso grösser ist die inhaltliche Leistung, die durch ein gleiches Quantum psychischer Kraft vollbracht wird. Oder was Dasselbe sagt, zu einer je vollkommeneren Einheit Inhalte sich zusammenschliessen, umso geringer ist der Aufwand an psychischer Kraft, der erforderlich ist, wenn eine bestimmte Menge solcher Inhalte von uns aufgefasst werden soll.

Diese Regel der Ersparung psychischer Kraft beruht, wie wir sahen, darauf, dass das Element eines Ganzen in dem Masse, als es mit anderen Elementen ein einheitliches Ganze bildet, oder zu einem solchen verwachsen ist, hinsichtlich seiner psychischen Quantität mit diesem anderen in eines zusammenfällt. Auf Grund davon können wir noch zu einer neuen Formulierung unserer Regel gelangen. Soweit die Elemente eines Ganzen mit allen anderen quantitativ in eines zusammenfallen, ist das Ganze selbst hinsichtlich seiner Quantität ein einziges Element. Wir können darnach unsere Regel der Ersparung psychischer Kraft auch so ausdrücken: Jedes Ganze aus Elementen ist, sofern es ein einheitliches Ganze ist,

hinsichtlich der psychischen Kraft, die es beansprucht, dem einfachen Elemente gleichwertig.

Einheiten sind also das Mittel ein Vielfaches zumal in psychischem Besitz zu haben oder apperceptiv zumal zu bewältigen. Demgemäss suchen wir auch, wo Mehreres zumal von uns aufgefasst werden soll, es in eine Einheit zusammenzuschliessen. Ich sage, wir suchen so zu verfahren. Dies „Suchen“ ist Sache des „Willens“. Aber wie überall, so ist auch hier der Wille nicht eine besondere Kraft in uns, sondern er ist die Wirksamkeit der Faktoren, die überhaupt das psychische Geschehen regeln. Wenn Verschiedenes gleichzeitig sich uns aufdrängt, so gewinnt eben vermöge dieses gleichzeitigen sich Aufdrängens Dasjenige, was geeignet ist, das Verschiedene zur Einheit zu verbinden, — die gemeinsamen Züge, die räumlichen und zeitlichen Beziehungen, die kausalen Mittelglieder, die zur Zusammenfassung geeigneten Begriffe u. s. w. — Macht, und ermöglicht so die gleichzeitige Auffassung.

Noch in anderer Weise als der im Vorstehenden bezeichneten, ist das Gesetz, von dem wir reden, für die Oekonomie des psychischen Lebens von Bedeutung. Mancherlei Dinge sind uns gewohnt, geläufig, alltäglich. Wir beachten sie darum nicht mehr im Einzelnen, sie nehmen uns, wenn wir ihnen begegnen, innerlich weniger in Anspruch, wir übersehen bezw. überhören sie vielleicht vollständig. Trotzdem ist es nicht, als ob die Dinge gar nicht da wären. Ihr thatsächliches Nichtvorhandensein würde uns in hohem Masse auffallen. Sie wirken also in uns. Nur dass das Mass der Aufmerksamkeit, das ihnen als einzelnen zu Teil wird, auf ein Minimum herabgesunken ist.

Solche Thatsachen wird man, ebenso wie andere ihnen verwandte, von denen nachher die Rede sein wird, nicht mit einem blossen Worte erklären wollen. Blosser Worte aber sind es, wenn man sagt, es habe für das Gewohnte oder Geläufige eine Abstumpfung oder Ermüdung stattgefunden. Diese Worte enthalten zugleich, wenn sie ernst genommen werden, einen sachlichen Irrtum.

Dass mir Rot weniger rot erscheint, vielmehr, dass es für mich weniger rot ist, wenn ich vorher mit derselben Stelle der Netzhaut längere Zeit Rot gesehen habe, hat zweifellos seinen Grund in einer Ermüdung. Die Sehkraft der betreffenden Netzhautstelle für Rot ist relativ erschöpft. Dagegen findet keine solche Ermüdung statt, wenn ich ein Gemälde an der Wand meines Zimmers, das ich alle Tage sehe, nicht mehr beachte. Weder die Sehkraft für dies Gemälde hat sich gemindert, noch ist die Auffassungskraft für dasselbe geringer geworden. Es gibt weder für jedes Gemälde eine besondere Sehkraft, noch gibt es eine in solcher Weise spezialisierte Kraft der Auffassung. Das Gemälde würde mir sogar in besonders hohem Masse auffallen, wenn ich es an anderer Stelle sähe.

Mit Letzterem ist der Erklärungsgrund für den bezeichneten Thatbestand gegeben. Das Gemälde ist von mir immer in dieser bestimmten Umgebung gesehen worden. Es ist also mit der Umgebung zu einem Ganzen verwachsen. Die Umgebung wiederum, einschliesslich des Gemäldes, ist aufs Engste verflochten mit allen den Vorstellungen, mit der ganzen Daseinsweise und Weise mich zu bethätigen, wie sie mir natürlich ist, wenn ich in meinem Zimmer weile. Das Gemälde ist also Element in einem engeren, und dieses in einem weiteren und schliesslich sehr umfassenden Zusammenhang. Und daraus ergibt sich eine entsprechende Minderung seiner psychischen Quantität. Das Gemälde „verschwindet“ für meine Aufmerksamkeit in der Umgebung, und mit der Umgebung in jenem weiteren Zusammenhang alltäglicher Vorstellungen und Interessen. Darin allein besteht die psychische Abstumpfung oder Ermüdung.

Auch hier ist das „Gesetz der psychischen Quantität in Gesamtvorgängen“ ein Gesetz der Ersparung psychischer Kraft, sofern ich trotz des geringen Masses von Aufmerksamkeit, das dem Gemälde zufällt, doch beim Blicke auf die Wand das Gemälde zweifellos mitsehe. Ich sehe es mit, d. h. ich sehe es im Ganzen. Und es übt im Ganzen oder als Element des Ganzen eine vielleicht sehr erhebliche psychische

Wirkung. Dagegen kann die psychische Wirkung, die es als dies einzelne Objekt übt, so gering sein, dass ich schon im nächsten Momente mir keine Rechenschaft darüber zu geben weiss, ob ich es überhaupt gesehen habe oder nicht.

Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, dass ein solches Gewohntes oder Geläufiges von mir, obgleich es auf meine Sinne wirkt, völlig übersehen bzw. überhört wird, d. h. dass der Empfindungs- oder Wahrnehmungsvorgang, den es auslöst, ohne den zugehörigen Bewusstseinsinhalt bleibt. So wird das gewohnte Tiktak der Wanduhr von mir oft genug nicht bloss wenig beachtet, sondern überhaupt nicht gehört werden. Aber auch, wenn dies der Fall ist, übt doch der unbewusst bleibende Wahrnehmungsvorgang im Zusammenhang des Ganzen, dem er angehört, seine Wirkung. Er übt sie eben vermöge der Zugehörigkeit zu diesem Zusammenhang. Das Fehlen des gewohnten Geräusches könnte mein ganzes Vorstellungsleben empfindlich stören.

Auf die besonderen Bedingungen dieses völligen Ueberhörens oder Uebersehens gehe ich nun hier nicht näher ein. Ich bemerke nur, dass das „Verschwinden“ in einem Zusammenhang, und andererseits die „Konkurrenz“ um die psychische Kraft hier in mannigfacher Weise zusammenwirken können. Ebenso wenig gehe ich ein auf den Mechanismus jener „Störung“, wenn das Gewohnte oder Geläufige fehlt.

Die Wichtigkeit jenes „Verschwindens“ des Gewohnten oder Geläufigen in dem Zusammenhang, in den es verwoben ist, leuchtet ein. Dass die gewohnten Objekte mit anderweitigen Erlebnissen zu festen Komplexen verwachsen, dies dient zunächst dazu, ihnen höhere Bedeutung, grössere Eindrucksfähigkeit, grösseres psychisches Gewicht zu verleihen. Dies psychische Gewicht nun würde sich bei manchen Objekten ins Ungemessene steigern, wenn nicht zugleich jene Gegenwirkung, die ich meine jenes „Sichverlieren“ in dem Zusammenhange stattfindende. Wir wären in beständiger Gefahr von Objekten der Wahrnehmung oder Vorstellung überwältigt und erdrückt zu werden, wenn jederzeit alles Wahrgenommene oder Vor-

gestellte mit dem ganzen Gewichte auf uns einstürzte, mit dem es, von diesem Sichverlieren abgesehen, auf uns einstürmen müsste.

Als einen Beleg hiefür habe ich an einer anderen Stelle ¹⁾ den Eindruck angeführt, den der plötzliche Anblick des seit länger verloren geglaubten lieben Sohnes auf eine Mutter machen kann. Vielleicht tötet sie der freudige Schreck. Am Anblick des Sohnes haftet noch, was ihn zum geliebten Sohne, vielleicht zum Ein und Alles der Mutter machte, alle ihre Arbeit, ihre Sorgen, ihre Hoffnungen, Freuden und Leiden eines langen Lebens, die sie mit dem Sohne geteilt hat. Aber die Beziehungen zwischen diesem inhaltreichen Vorstellungskomplex einerseits und dem alltäglichen Leben der Mutter andererseits sind zerrissen. Sie ist eine andere geworden. Sie hat sich ein äusseres und inneres Leben aufgebaut, zu welchem der Sohn nicht mehr als ein selbstverständliches Element, oder als der eigentliche Mittelpunkt, mit hinzu gehört. Daher zeigt jetzt, bei der unvermuteten Wiederkehr, der Anblick des Sohnes, oder richtiger, der Komplex von Vorstellungen, in welchem das Bild des Sohnes der Mittelpunkt ist, die ganze psychische Quantität, die ihm als diesem inhaltreichen Komplex zukommt.

Bedeutung für das Gefühl.

Hiermit sind wir schon bei der Frage nach der Bedeutung unseres Gesetzes für das Gefühl angelangt. Ich denke hier speziell an das Lust- und Unlustgefühl.

Dabei muss ich das allgemeine Gesetz der Lust und Unlust als zugestanden voraussetzen. Ich formulire es kurz so: Lust ist Symptom der Förderung, Unlust ist Symptom der Hemmung des psychischen Lebens. Dies ist eine alte Wendung. Es kommt nur darauf an, dass mit ihr Ernst gemacht wird.

In diesem Zusammenhang ist mir nun zunächst wichtig, dass in der aufgestellten Regel in jedem Falle Eines liegt: Es

¹⁾ Grundthatsachen des Seelenlebens, 1888, S. 380, vgl. S. 193.

muss psychisch etwas geschehen, wenn Lust oder Unlust entstehen soll; und die Quantität des psychischen Geschehens ist Bedingung für die Höhe sowohl der Lust als der Unlust. Eine psychische Lebensförderung ist ja umso intensiver, je mehr das auf die Förderung des psychischen Lebens Gerichtete zu wirken vermag, je grösser also seine psychische Quantität ist. Ebenso muss die Hemmung, aus welcher die Unlust entsteht, umso intensiver sein, je intensiver das Hemmende wirkt. Die Lust ebenso wie die Unlust wächst also unter im Uebrigen gleichen Bedingungen mit der Quantität des Geschehens, das von Lust bzw. Unlust begleitet ist.

Nun mindert sich, wie wir sahen, die psychische Quantität des Ganzen aus einer Mehrheit von Elementen, wenn die Einheitlichkeit des Ganzen eine gewisse Grenze überschreitet. Man erinnere sich der Minderung des Interesses an der Melodie, wenn die musikalische Einheitlichkeit derselben eine zu grosse wird. Mit diesem „Interesse“ war zunächst gemeint der Grad, in welchem die Melodie uns in Anspruch nimmt. Aber davon ist wiederum abhängig der Grad der Lust. Auch die Lust an der Melodie also wird durch ihre Einheitlichkeit vermindert. Da diese Einheitlichkeit, d. h. das System der Tonverwandtschaften, das die Elemente der Melodie verbindet, zunächst der Grund der Lust an der Melodie ist, so ist demnach hier Eines und Dasselbe Grund der Lust und Grund ihrer Minderung. Die Einheitlichkeit ist an sich Grund der Lust. Sie ist zugleich Grund der Minderung derselben, sofern sie jenseits einer gewissen Grenze die psychische Quantität der Melodie vermindert.

Die hier vorliegende Thatsache ist eine überall wiederkehrende. Sie ist der Aesthetik seit lange bekannt als die Regel der Mannigfaltigkeit in der Einheit, welche die Kehrseite bildet der Regel der Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Wir sahen weiter: Auch diejenige Einfügung in einen Zusammenhang, durch welche Objekte zu gewohnten oder geläufigen werden, ist gleichbedeutend mit einer Minderung der psychischen Quantität der Objekte. Auch sie schliesst also eine

Minderung der Lust wie der Unlust in sich. In der That ist es eine jedermann geläufige Sache, dass man sich an das Erfreuliche, wie an das Unerfreuliche „gewöhnen“ kann, d. h. dass die „Abstumpfung“ unserer Aufmerksamkeit oder unseres Interesses für das Gewohnte zugleich eine Abstumpfung für ihren Lust- bzw. Unlustcharakter ist.

Dagegen spricht man von einem „Reiz der Neuheit“. Man denkt hierbei zunächst wohl an die durch die Neuheit bedingte höhere Lust. Aber daneben steht die durch die Neuheit bedingte höhere Unlust. In jedem Falle ist der Reiz der Neuheit nichts als der ursprüngliche Reiz des Objektes; da ursprünglich alles neu ist. Die Gewohntheit, d. h. die Einordnung in einen Zusammenhang mindert diesen ursprünglichen oder in der Sache selbst begründeten Reiz.

Eine Folge dieses Sachverhaltes ist die Forderung, dass uns Neues geboten werden müsse, wenn unser Interesse, vor allem auch unser ästhetisches Interesse „frisch“ erhalten werden soll. Der Forderung kann genügt werden, indem etwas im Ganzen als ein Neues sich darstellt, oder indem neue Elemente in einen gewohnten Komplex von Elementen hineintreten.

Die behauptete Beziehung zwischen psychischer Quantität und Lust bzw. Unlust lässt sich nun aber auch umkehren: Es wächst nicht nur Lust und Unlust mit der psychischen Quantität des Vorganges, der von Lust und Unlust begleitet ist, sondern es gilt auch umgekehrt die Regel: Das Lustvolle und ebenso das Unlustvolle besitzt immer einen Grad der psychischen Quantität. Es nimmt uns, eben als Lustvolles bzw. Unlustvolles, in gewissem Masse in Anspruch. Dagegen liegt es in der Natur des „Gleichgiltigen“, d. h. gegen Lust und Unlust Indifferenten uns „gleichgiltig“ zu lassen, d. h. unter im Uebrigen gleichen Umständen unsere Aufmerksamkeit in minderem Masse in Anspruch zu nehmen.

Dass es so sich verhält, ist keine selbstverständliche, sondern eine der Erklärung bedürftige Thatsache. Wir müssen fragen: In welcher Eigentümlichkeit des Lustvollen, z. B. der

schönen Farbe, und andererseits des Unlustvollen, z. B. des widrigen Geruches, liegt es begründet, dass wir darüber nicht, wie über das weder entschieden Lustvolle noch entschieden Unlustvolle, „hinwegsehen“. Sähen wir darüber hinweg, so würde nach dem Gesagten die Lust bezw. Unlust vermindert. Aber die Frage ist, warum thun wir dies thatsächlich nicht, es sei denn unter besonderen Voraussetzungen, etwa der Gewohntheit? Wiefern kann in der Beschaffenheit desjenigen, das Lust bezw. Unlust zu erzeugen vermag, zugleich die Fähigkeit liegen, uns mehr als dasjenige, dem jenes Vermögen abgeht, in Anspruch zu nehmen? Und wie geschieht es, dass dies Letztere, also dasjenige, das hinsichtlich der Lust und Unlust indifferent ist, zugleich leichter von uns übersehen wird?

Um dies verständlich zu machen, muss ich mit einem Wort den Gegensatz der Bedingungen der Lust und Unlust berühren.

Lust, so sagte ich, sei Symptom der psychischen Lebensförderung. Dabei ist unter „Lebensförderung“ nicht jede beliebige **Mehrung** des psychischen Geschehens verstanden. Sondern, was wir mit diesem Namen bezeichnen, besteht letzten Endes jederzeit darin, dass die Seele zu einer Weise ihrer **Bethätigung** veranlasst wird, die ihr „natürlich“ ist, auf die sie ihrer Beschaffenheit zufolge gerichtet, auf die sie ihrer Organisation gemäss abgestimmt, akkommodirt, adaptirt ist.

Hiebei ist eine Voraussetzung gemacht, die zu machen wir in keinem Falle umhin können. Was die Seele auch sein, oder worin immer das Substrat des psychischen Lebens bestehen mag, ob man sich berechtigt glaubt, Seele und Gehirn einfach zu identifizieren, oder ob man Bedenken trägt, in solcher Identifikation die volle Lösung des Rätsels der Seele, also des Individuums oder der Persönlichkeit zu finden, in jedem Falle muss es für die Seele, oder für das Substrat der psychischen Lebenserscheinungen Weisen der Bethätigung geben, die ihrer Eigenart, ihrer Organisation, ihren natürlichen Bethätigungsrichtungen, dem worauf sie natürlicherweise angelegt ist, mehr, und andererseits Weisen der Bethätigung die ihrer Eigenart,

ihrer Organisation u. s. w. minder entsprechen. Leistungen, die der Psyche zugemutet werden, d. h. Wahrnehmungen, Vorstellungen und Verbindungen von solchen, müssen solchen natürlichen Bethätigungsrichtungen bald mehr bald minder entgegenkommen, oder dazu bald mehr bald minder in Gegensatz treten, so dass sie als Zumutungen im engeren Sinne, als ein von der Psyche erlittener Zwang erscheinen. Leistungen der ersteren Art stellen dann als lustvolle, Leistungen der letzteren Art als unlustvolle sich dar.

Dieser Betrachtungsweise müssen wir aber sofort eine genauere Bestimmung hinzufügen. Es gibt gar viele Weisen der psychischen Bethätigung, die mit Lust verbunden sind; und unter diesen auch solche von entgegengesetztem Charakter. Man denke nur an die lustvollen Farbenempfindungen. Warme und kalte, heitere und ernste, lebhafte und ruhig erregende, leidenschaftlich und still anmutende Farben sind mit Lust verbunden. Sie alle müssen also natürlichen Bethätigungsrichtungen der Psyche entsprechen oder entgegenkommen. Es gibt demnach natürliche psychische Bethätigungsrichtungen von gar verschiedener Art. Jede derselben gehört zur Organisation der Psyche; aber jede ist nur eine Seite derselben. Es ist nicht das Allgemeine der psychischen Organisation, sondern ein besonderes Moment, eine spezifische Charakteristik derselben neben anderen, die in den lustvollen psychischen Vorgängen angesprochen wird und zur Bethätigung gelangt.

Damit ist nicht gesagt, dass nicht mehrere solche spezifische Thätigkeitsrichtungen der Psyche gleichzeitig in psychischen Vorgängen zu ihrem Rechte kommen können. Und da die Psyche bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Thätigkeitsrichtungen doch eine Einheit ist, so begreifen wir, dass die Lust sich steigert, wenn einander entgegengesetzte Bethätigungsrichtungen gleichzeitig zur Bethätigung gelangen und dadurch eine Aufhebung der Einseitigkeit bewirkt, oder ein Gleichgewicht hergestellt wird. In der That gibt es eine besondere Befriedigung an solcher Ergänzung oder solchem Gleichgewicht. Man denke an die Zusammenstellung kontrastirender Farben.

Immerhin bleibt es doch auch hier dabei, dass jede der kontrastierenden Farben für sich eine einseitige oder spezifisch charakterisierte psychische Bethätigungsrichtung repräsentirt.

Nun ist es aber auch andererseits denkbar, dass psychische Vorgänge sich zu solchen psychischen Bethätigungsrichtungen neutral verhalten, dass sie weder einer derselben entsprechen, noch einer derselben widersprechen. Es fehlt ihnen eben die spezifische Charakteristik. Sie sind dem Grau vergleichbar, das mit den Farben Rot, Grün etc. den Helligkeitsgrad gemein hat, aber weder rot noch grün etc. ist. Solche psychische Vorgänge können nach unserer Voraussetzung weder lust- noch unlustbetont sein. Sie müssen umso mehr indifferent, d. h. gegen Lust und Unlust indifferent sein, je mehr sie undifferenzirt sind d. h. eben einer solchen spezifischen Charakteristik oder Färbung entbehren.

Damit ist nun aber natürlich nicht gesagt, dass solche Vorgänge der Natur der Psyché überhaupt fremd sind. Vielmehr muss von ihnen in gewisser Weise das volle Gegenteil gelten. Entsprechen sie weder, noch widersprechen sie einer spezifischen Bethätigungsrichtung der Psyche, so kommt in ihnen umso sicherer das allgemeine Wesen derselben, die gegen ihre besonderen Bethätigungsrichtungen neutrale, allgemeine psychische Organisation zum Ausdruck.

Solche relativ undifferenzirte psychische Vorgänge oder Erregungen müssen wir nun in der Psyche jederzeit als vorhanden ansehen. Ich denke vor allem an gewisse Körperempfindungen des normalen Lebens, die zweifellos im Vergleich mit den Empfindungen der höheren Sinne wenig oder schlecht differenzirt heissen müssen. Reize ohne Zahl, vom Inneren des Körpers und von seiner Oberfläche stammend, treten beständig an die Psyche heran und halten sie in einem dauernden Erregungszustand. Diese nie fehlenden psychischen Erregungen machen die beständige Basis der spezifischer gearteten psychischen Lebensbethätigungen aus. Sie pflegen uns nicht einzeln nebeneinander zum Bewusstsein zu kommen. Dann verraten sie doch ihr Dasein in einem allgemeinen Lebensgefühl.

Und wie diese beständig vorhandenen Erregungen relativ undifferenziert sind, so sind sie auch hinsichtlich der Gefühlsfärbung relativ indifferent. Sie sind nicht beglückend, wie es der leiseste Ton oder der geringste Farbenanflug sein kann; und nicht unlustregend, wie es Geruchsempfindungen schon bei sehr geringer Intensität sein können.

Sind aber solche Empfindungen relativ undifferenziert, so müssen sie einander relativ gleichartig sein. Dabei liegt der Nachdruck nicht darauf, dass die Empfindungsinhalte einander gleichartig sind. Worauf es ankommt, ist, dass die ihnen zu Grunde liegenden psychischen Vorgänge einen gleichartigen Charakter haben. Die Gleichartigkeit beruht darauf, dass in ihnen allen, mehr als in jenen differenzirteren Empfindungen, die allgemeine sich selbst gleiche psychische Organisation oder ein allgemeiner Grundzug dieser Organisation sich ausspricht; negativ gesagt, dass in ihnen dasjenige, was die einseitigen psychischen Bethätigungsweisen auszeichnet und von einander unterscheidet und zu einander in Gegensatz stellt, in Wegfall kommt oder in minderem Grade sich findet. Es ist eine Gleichartigkeit, wie sie allen Lichteindrücken ohne Farbe, oder allen Schalleindrücken ohne bestimmte Tonhöhe, also allen reinen Geräuschen, eignet.

Damit nun sind die Voraussetzungen gegeben, unter denen wir begreifen, dass das ausgesprochen Lustvolle und ebenso das ausgesprochen Unlustvolle immer die psychische Kraft in bestimmtem Grade in Anspruch zu nehmen, uns zu sich hinzuziehen und bei sich festzuhalten geeignet ist, das Gleichgiltige dagegen uns gleichgiltig lässt, d. h. eine geringere psychische Quantität besitzt.

Ich meinte oben, das uns Fremde oder Neue habe jederzeit als solches eine höhere psychische Quantität; das in einen Zusammenhang sich Einfügende, wir können auch sagen, das psychisch Eingebürgerte, gehe der psychischen Quantität verlustig. Dabei war unter dem Eingebürgerten verstanden dasjenige, das im Laufe der Zeit sich eingebürgert hat. Diesem nun steht gegenüber das vom Hause aus oder seiner Natur

nach Eingebürgerte. Ebenso steht jenem Fremden entgegen das vom Hause aus oder seiner Natur nach der Psyche Fremde.

Auf Grund des Obigen nun können wir sagen: Ein der Psyche Fremdes in diesem letzteren Sinne ist jedes ausgesprochen Unlustvolle, aber auch in gewisser Weise jedes ausgesprochen Lustvolle. Das Unlustvolle, so meinte ich, müsste gedacht werden als irgendwie zu einer natürlichen Bethätigungsrichtung der Psyche in Gegensatz tretend. Dies kann ein Doppeltes heissen. Einmal, das Unlustvolle widerstreitet einer der spezifischen Thätigkeitsrichtungen der Psyche. Dann muss es selbst eine spezifisch charakterisirte Bethätigung der Psyche in sich repräsentiren; es kann nicht zu den gegen die spezifischen Bethätigungsrichtungen neutralen Erlebnissen gehören. Es ist also zugleich der neutralen „Basis“ des psychischen Lebens fremd. Oder das Unlustvolle tritt zu der allgemeinen Organisation der Psyche in Gegensatz. Dann tritt es auch in Gegensatz zu dieser neutralen Basis, in der ja diese allgemeine Organisation zur Bethätigung gelangt. Es ist also wiederum dieser allgemeinen Basis des psychischen Lebens fremd.

Dagegen meinten wir, das Lustvolle entspreche jedesmal einer spezifischen Bethätigungsrichtung der Psyche. Darin liegt ohne Weiteres, dass es im Zusammenhang des psychischen Lebens jederzeit ein Eigenartiges und insbesondere ein der neutralen Basis des psychischen Lebens gegenüber Eigenartiges darstellt. Es widerstreitet nicht jener allgemeinen Basis des psychischen Lebens, aber es fällt aus ihr heraus. Es stimmt also mit dem Unlustvollen darin überein, ein qualitativ isolirtes oder relativ isolirtes psychisches Erlebniss zu sein.

Und diese Isolirtheit oder Fremdheit nun macht, dass das Lustvolle, wie das Unlustvolle, eine höhere psychische Quantität besitzt. Die besondere Fremdheit des Unlustvollen macht, dass nichts so sehr als das mit intensiver Unlust Behaftete uns in Anspruch nimmt oder uns sich aufdrängt und uns festhält.

Dagegen ist das gegen Lust und Unlust Neutrale von Haus aus im Zusammenhang des psychischen Lebens heimisch

oder eingebürgert. Es fügt sich ohne Weiteres ein in einen Zusammenhang des Gleichartigen. Der in ihm verwirklichte psychische Vorgang „fällt“ nicht „heraus“ oder tritt nicht für sich heraus, sondern ist Teil oder Element der allgemeinen Basis des psychischen Lebens, deren Elemente durch ihre Weise nur das Allgemeine der psychischen Organisation zum Ausdruck zu bringen miteinander zu einer gleichartigen Masse verbunden sind.

Damit ist die Gleichgiltigkeit des Gleichgiltigen, ebenso wie das Interesse am Lustvollen und am Unlustvollen unserem Gesetz der psychischen Quantität untergeordnet.

Zugleich sind diese Thatsachen unter einen und denselben Gesichtspunkt gestellt mit anderen, die schon vorher zweifellos feststehen. Die besondere Stellung des Lustvollen, wie des Unlustvollen im psychischen Lebenszusammenhang erscheint gleichartig dem Reiz des Neuen. Das Lustvolle und das Unlustvolle ist eben ein Neues, nämlich für jene allgemeine, gegen die Unterschiede der spezifisch charakterisirten psychischen Regungen neutrale Basis des psychischen Lebens. Das Gleichgiltige dagegen, d. h. das seiner Natur zufolge weder Lustvolle noch Unlustvolle ist nichts Neues. Es ist ein Gewohntes oder Geläufiges, sofern es undifferenziert und damit dieser allgemeinen Basis gleichartig ist, oder genauer: sofern eine gleichartige Weise des psychischen Geschehens darin sich verwirklicht. Es ist so „grau“, wie diese allgemeine Basis oder diese Grundströmung des psychischen Lebens.

Als eine Art des besonderen Interesses, welches das Neue für uns hat, kann endlich auch das Seltenheitsinteresse und speziell das positive Seltenheitsinteresse oder der Seltenheitswert betrachtet werden. Auch der Seltenheitswert ist der ursprüngliche Wert eines Objektes. Ist das Objekt nicht selten, sondern mehrfach gegeben, so tritt es für das Bewusstsein in einen Zusammenhang. Es wird eines unter mehreren gleichartigen Objekten. Damit „verschwindet“ es in der Menge, wie der Krieger in der Reihe der Krieger.

Und damit mindert sich auch hier wiederum die Lust;

und in gleicher Weise die Unlust. Was ich nicht allein habe, sondern Andere mit mir zugleich besitzen, freut mich weniger. Andererseits tröste ich mich mit Anderen, wenn von dem Unangenehmen, das mich betrifft, auch Andere betroffen werden. Die Minderung der Lust wie der Unlust beruht auch hier auf der Minderung der psychischen Quantität. Und diese wiederum hat ihren Grund in der Einordnung des einzelnen Falles in einen umfassenden Vorstellungszusammenhang.

Auch das Streben in Leistungen oder Fähigkeiten vor Anderen mich hervorzuthun und einzigartig zu sein, hat darin seinen Grund. Die Leistung oder Fähigkeit scheint geringer, d. h. sie hat geringeres psychisches Gewicht, wenn sie mit anderen, gleichartigen in einen psychischen Zusammenhang eingeordnet erscheint.

Dazu kommt dann freilich noch Eines. Die hier in Rede stehende Einordnung dessen, was ich habe, leiste, bin, in einen Zusammenhang des Gleichartigen ist zugleich die Einordnung in einen umfassenderen erfahrungsgemässen Zusammenhang des Wirklichen. Der Vorzug, dessen ich mich erfreue bezw. der Mangel, ist etwas, das nicht nur hier, sondern hier und dort, also unter diesen und jenen Umständen in der wirklichen Welt vorkommt, schliesslich etwas, das zum Weltverlauf überhaupt gehört. Je mehr dies der Fall ist, je mehr, was ich habe, leiste, bin, oder der Mangel, der mir anhaftet, oder dem ich unterliege, in einen Zusammenhang mit vielerlei Umständen verflochten ist, und je enger es in denselben verflochten ist, umso mehr mindert sich seine psychische Quantität, vorausgesetzt natürlich, dass dieser Zusammenhang nicht nur an sich, sondern für mich besteht. Indem ich es in diesen Zusammenhang hineinstelle, und es in diesem Zusammenhang betrachte, stumpfe ich mich zugleich ab für Lust und Leid. Ich thue dies geflissentlich, wenn ich solche Betrachtung geflissentlich übe. Man kann auch sagen, ich betrüge mich um Lust und Leid. Die geflissentliche Betrachtung unseres ganzen Daseins und Erlebens „sub specie aeternitatis“ ist die höchste Stufe dieses Selbstbetruges. Es sei denn, dass diese

Betrachtung Momente aufzeigt, die mir darthun, dass die Schätzung des einzelnen Lustvollen oder Leidvollen in sich selbst eine irrige war.

Die Quantität in Gesamtvorgängen und die Gliederung.

Zum Schluss wende ich jetzt noch den Blick auf einen spezieller gearteten Punkt. Eine Mannigfaltigkeit sei gegeben, und soll als Einheit aufgefasst werden und wirken. Aber die Mannigfaltigkeit ist eine grosse. Je grösser sie ist, umso mehr besteht Gefahr, dass das Einzelne im Ganzen verschwinde, und damit auch das Ganze nicht die Wirkung übe, die es vermöge seines reichen Inhaltes üben könnte.

Hier nun gibt es ein Mittel der Gefahr zu begegnen. Nämlich die Gliederung: Elemente des Mannigfaltigen werden zu Einheiten, diese wiederum zu höheren Einheiten und endlich zur Einheit des Ganzen zusammengefasst. Daraus ergibt sich eine relative Steigerung der psychischen Quantität des Ganzen und seiner Elemente.

Um diesen Sachverhalt uns deutlicher zu machen, fassen wir ein möglichst einfaches Beispiel speziell ins Auge. Neun regelmässig sich folgende Taktschläge sollen als Ganzes aufgefasst werden. Während der letzte aufgefasst wird, soll auch der erste noch im Bewusstsein sein. Und alle Taktschläge sollen gesondert nebeneinander im Bewusstsein bleiben. Dazu ist erfordert, dass die Taktschläge eine gewisse Fähigkeit besitzen mich in Anspruch zu nehmen oder meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und bei sich festzuhalten. Je grösser diese Fähigkeit, je grösser also ihre psychische Quantität ist, umso weniger brauche ich mich um die gleichzeitige Festhaltung der Taktschläge zu bemühen. Es verhält sich damit, wie mit den verschiedenen intensiven Tönen: Die Auffassung des laueren Tones erfordert eine geringere Bemühung, weil der lautere Ton selbst sich in höherem Masse aufdrängt.

Nun ist, wie man weiss, die Auffassung und gleichzeitige Festhaltung der Taktschläge eine leichtere, also eine mit ge-

ringerer Bemühung verbundene, wenn ich die Reihe gliedere, wenn ich etwa jedesmal drei Elemente der Reihe zur Einheit zusammenfasse, und dann wiederum diese drei Einheiten zum Ganzen zusammenschliesse. Es eignet also unter dieser Voraussetzung den Taktschlägen, und es eignet demnach auch der ganzen Reihe, oder umgekehrt gesagt, es eignet der Reihe als Ganzem, und es eignet demnach auch den einzelnen Taktschlägen eine grössere psychische Quantität. Unsere Frage lautet, warum es sich so verhalte.

Die Antwort nun auf diese Frage ergibt sich aus unserem Gesetz der Quantität in psychischen Gesamtvorgängen. Die psychische Quantität, die dem einzelnen Taktschlage für sich eignet, sei = 1. Die psychische Quantität der Folge von zwei Taktschlägen beträgt dann nicht das Doppelte. Der Zuwachs an psychischer Quantität, der sich aus dem Hinzutritt des zweiten Taktschlages zum ersten ergibt, ist nicht wiederum = 1, sondern beträgt einen Bruchteil der Einheit. Der Hinzutritt eines dritten Taktschlages ergibt wiederum eine geringere Steigerung der Quantität des Ganzen u. s. w. Nehmen wir an, die Verdoppelung der Zahl der Elemente ergebe einen Zuwachs von $\frac{1}{2}$. Diese Grösse ist natürlich willkürlich gewählt. Aber es kommt uns hier nicht an auf absolute, sondern auf relative Grössen. Dann werden wir den Zuwachs an psychischer Quantität, den die Verdreifachung der Anzahl der Elemente ergibt, = $\frac{1}{4}$ zu setzen haben. Dies entspräche unserer Voraussetzung: Jede Vermehrung der Anzahl der Elemente eines aus gleichen Elementen bestehenden Ganzen bedeutet für die psychische Quantität des Ganzen umso weniger, je grösser die Anzahl der Elemente bereits ist. Der Zuwachs, den jedes neue Element zur psychischen Quantität des Ganzen liefert, steht also im umgekehrten Verhältniss zur Anzahl der bereits vorhandenen Elemente.

Fügen wir dann weiter zu den drei Elementen das vierte, fünfte etc., endlich das neunte hinzu, so ergibt sich eine Gesamtquantität des Ganzen = $1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} + \frac{1}{16}$
 $= 1\frac{1}{4} + 1\frac{1}{8}$.

So verhält es sich, wenn einfach Element zu Element hinzutritt, und alle Elemente ohne Gliederung zu einem Ganzen vereinigt werden.

Nehmen wir jetzt aber an, es seien zunächst 3 Elemente zu einer Einheit verbunden. Die Gesamtquantität dieser Einheit ist dann nach dem eben Gesagten $= 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{2}$. Diese Einheit tritt aber dreimal auf und diese drei Einheiten werden zur Einheit des Ganzen verbunden. Sie sind Elemente dieser neuen Einheit. Sie verhalten sich zu dieser neuen Einheit d. h. zum Ganzen, wie die einzelnen Taktschläge zu ihnen sich verhalten. D. h. die zweite Einheit aus drei Taktschlägen ergibt, indem sie mit der ersten verbunden wird, einen Zuwachs an psychischer Quantität, der die Hälfte der psychischen Quantität der ersten Einheit aus drei Elementen beträgt; die dritte Einheit fügt dazu ein Viertel jener psychischen Quantität. Das Resultat stellt sich in der Grösse dar: $(1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{2})^2$.

Diese Gesamtquantität nun ist, wie man leicht berechnet, grösser als diejenige, die sich soeben ergab aus der ungegliederten Zusammenfassung der neuen Taktschläge. Es hat also unter Voraussetzung der Gliederung die ganze Reihe, und es hat eben damit auch jeder einzelne Taktschlag innerhalb der Reihe eine grössere psychische Quantität gewonnen. Daraus ergibt sich die grössere Leichtigkeit, mit der unter Voraussetzung der Gliederung ein sicheres und einheitliches Gesamtbild von der Folge der neun Taktschläge gewonnen wird.

Ich bemerke nebenbei: Vielleicht meint man, die obige Regel sei richtiger so zu fassen: Jedes neue Element der Reihe bedeute für die psychische Quantität der Reihe umso weniger, je grösser die Anzahl der Elemente sei, die das Ganze konstituieren, nachdem das neue Element hinzugetreten sei; der Zuwachs, den jedes neue Element zur psychischen Quantität des Ganzen liefere, stehe also im umgekehrten Verhältniss zur Anzahl der Elemente, die das Ganze durch den Hinzutritt dieses neuen Elementes gewinne. Dann stellt sich die Rechnung etwas anders. Die psychische Quantität des ungegliederten Ganzen ist dann $= 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \frac{1}{4} + \frac{1}{5} + \frac{1}{6} + \frac{1}{7} + \frac{1}{8} + \frac{1}{9}$.

die des gegliederten Ganzen $= (1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4})^2$. Das oben bezeichnete Ergebniss bleibt aber auch unter dieser Voraussetzung bestehen.

Aus dem Gesagten ergibt sich zugleich eine Regel der Gliederung: Ein Mannigfaches wird umso leichter und sicherer im Ganzen und zugleich in seinen Teilen aufgefasst und festgehalten, je mehr es in der Weise gegliedert ist, dass jedesmal möglichst wenig Elemente bezw. Einheiten von Elementen zu Einheiten bezw. zu höheren Einheiten zusammengefasst werden oder sich zusammenfassen. Unter der Voraussetzung der Gleichheit der Elemente ist die vollkommenste Gliederung, oder diejenige, die dem Bedürfniss leichter und sicherer Auffassung am meisten entspricht, diejenige, bei der die Elemente und Glieder jedesmal zu zweien zusammengefasst werden. Diese Gliederung ist denn auch zweifellos die ursprünglichste.

Dass vermöge der Gliederung dem Ganzen und dem Einzelnen ein höheres Mass psychischer Quantität gewahrt bleibt, bedingt eine höhere psychische Wirkung des gegliederten Ganzen, also insbesondere auch eine höhere ästhetische Wirkung.
